

4 Datengrundlage

Das Ziel dieser Forschungsarbeit ist, den Forschungsgegenstand aus unterschiedlichen Perspektiven zu durchleuchten. Da mir aber bisher ein Röntgenapparat für Gedanken und Erfahrungen fehlt, ist es neben dem bisherigen Forschungsstand erforderlich, auf bewährte und gängige Methoden der empirischen Sozialforschung in den Sozialwissenschaften zurückzugreifen. In diesem Kapitel werde ich ausführlich darlegen, wie wichtig methodische und theoretische Transparenz ist und auch in der Vergangenheit war. Das mache ich nicht, weil es in diesem Umfang in jeder Forschungsarbeit erforderlich ist, sondern weil das Komplementärwissen explizit keine messbare Kategorie sein soll (auch nicht über Umwege) und ich in der Mixed-Methods-Empirie eher nach Gründen gesucht habe, warum es so etwas wie Komplementärwissen braucht – auch wenn es sich nicht beobachten lässt.

Nina Baur und Jörg Blasius haben einleitend in ihrem »Handbuch der empirischen Sozialforschung« eindrücklich den Verlauf der verwendeten sozialwissenschaftlichen Methoden in Deutschland aufgearbeitet – von der eher qualitativ-historischen Tradition bis in die Mitte der 1930er Jahre bis hin zur Erstarkung der quantitativen Methoden durch Technisierungsfortschritte von den 70ern bis in die Nullerjahre (Baur/Blasius 2014, S. 41–45). Die beiden Herausgeber:innen haben, gemeinsam mit vielen anderen, hier zum Teil auch benannten Autorinnen und Autoren, einen Versuch unternommen, die beiden Forschungsparadigmen – qualitative und quantitative Sozialforschung – in einem Band zusammenzubringen. Dass das nötig ist, zeigten bereits Flick und andere in ihrem Handbuch »Qualitative Sozialforschung« 1995 (bzw. 2000).

Die Trennung dieser beiden Forschungsparadigmen wurde nicht schon immer so gelebt, wie das heute der Fall ist. Sie begründen das auf Basis von Klassikern der Sozialforschung wie Emile Durkheims »Der Selbstmord« von 1893 (2022) bis hin zu Adornos »Autoritäre Persönlichkeit« von 1948 (2019)

mit dem Fehlen von standardisierten Techniken. Denn ein überaus reichhaltiges Repertoire an scheinbar standardisierten Methoden war damals nicht verfügbar und das war aus vielerlei Gründen problematisch, wie der Werturteilsstreit (u. a. Weber 1904, Lindenlaub 1967, Albert 2010, Gläser 2014) als Auslöser und Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), mit heute etwa 3.000 Mitgliedern, zeigt – übrigens wurde mit dem Werturteilsstreit ein Paradigmenstreit geführt, der vielleicht nicht in der gleichen Form bis heute anhält, aber auch nicht für alle universell zufriedenstellend durch die Gründung der DGS gelöst wurde. Auf einer Tagung der DGS 1961 in Tübingen führte ein Beitrag von Popper und das Koreferat von Adorno zu einer Debatte um die grundsätzliche Herangehensweise an sozialwissenschaftliche Theoriebildung aus zwei Perspektiven um Totalität (T. Adorno) und Kritischen Rationalismus (K. Popper). Im Kern wurde diskutiert, was die Folge aus sozialwissenschaftlicher Forschung sein muss – das Erarbeiten, Entdecken und letztlich Beseitigen von gesellschaftlichen Problemen (Popper) oder die eher holistische Ursachensuche der Totalität der Frankfurter Schule (Adorno) und damit die Aufhebung von bis heute anhaltenden und alles perpetuierenden Klassengegensätzen (u. a. Ritsert 2010, Keuth 1989).

Diese anhaltenden Konflikte zeigen sich bis heute im institutionellen Geflecht: Im Juli 2017 wurde die Akademie für Soziologie (AfS) an der Universität Mannheim gegründet und verzeichnet bis heute etwa 250 Mitglieder. Bereits die erste Forderung im Gründungsaufwurf der AfS »Empirisch-analytische Soziologie liefert – im Unterschied zur traditionellen Soziologie – möglichst präzise und empirisch belastbare wissenschaftliche Analysen zu gesellschaftlichen Problemen«¹ sorgt für Disput innerhalb der Disziplin, zumal diese Einführung eine Vielzahl anderer Strömungen innerhalb der DGS marginalisierte – eben alle, die aus Sicht der AfS der traditionellen Soziologie zugeschrieben werden –, wie Jörg Strübing im Blog der DGS im Dezember 2017 zu bedenken gibt.² Er verweist dabei auch auf Adornos *Minima Moralia* (1968 bzw. 2023) und stellt die Begrifflichkeiten infrage, die für die Disziplin zwar grundsätzlich sind, aber sich verkehrt hätten: Subjektivität und Objektivität. Wenn gleich dies nicht der einzige Streitpunkt zwischen DGS und AfS ist, scheint

1 Thomas Hinz, Gründungsvorsitzender der Akademie für Soziologie, in Uni*kon. Magazin der Universität Konstanz, Heft 67, S. 49, 2017.

2 SozBlog-Beitrag von Jörg Strübing 2017 zur Gründung der Akademie für Soziologie zu finden unter: <https://akademie-soziologie.de/wp-content/uploads/2019/12/Ziele-und-Aufgaben-Akademie-Soziologie-Grundsätze-09-2019.pdf>, Stand: 23.08.2025.

dies doch jene Auffassung zu sein, die einen Diskurs innerhalb der DGS nicht mehr zulässt und ehemalige Mitglieder dazu bewegt, der DGS den Rücken zu kehren und sich der AFS anzuschließen. Gerade innerhalb einer Disziplin, die unterschiedlichsten Ansprüchen an das Bearbeiten gesellschaftlicher Probleme unterliegt und von konstruktiven und kritischen Debatten sowie Pluralismus lebt, erscheint Unversöhnlichkeit als Dolch im Rücken – beider Parteien. So mag der aktuelle *Streit* die ein- oder anderen an den Positivismusstreit der 1960er Jahre erinnern; allerdings ist der große Unterschied weniger an den Inhalten, sondern mehr an den Bühnen der Austragung zu erkennen. Es sind also keine Strömungen innerhalb der gleichen Disziplin, vielmehr ist eine Trennung der Disziplin zu beobachten, der es dabei an Konstruktivem fehlt.

Bewegt und beeinflusst von der methodischen Auseinandersetzung im vergangenen und aktuellen Jahrhundert (und beeinflusst durch meine methodische Ausbildung an der Justus-Liebig-Universität Gießen und der Philipps-Universität Marburg) hat sich meine eigene Überzeugung auch auf die Auswahl der Methoden dieser Forschungsarbeit ausgewirkt. Die Wahl der Methoden ist also nicht nur abhängig von der Fragestellung, wie es die Lehrbücher empfehlen, sondern vor allem auch von der Einschätzung und den bisherigen Erfahrungen des Forschers oder der Forscherin. Methoden sind ein Werkzeug, und es ist Aufgabe des Forschers, die richtige Methode für das Forschungsinteresse zu wählen und aufzupassen, dass nicht nur das angewandt wird, was der oder die Forschende zu beherrschen vermag. Daran ist nichts auszusetzen, allerdings wird dazu häufig die Metapher des Hammers und des Nagels gebraucht: »Ich glaube, es ist verlockend, wenn das einzige Werkzeug, das man hat, ein Hammer ist, alles zu behandeln, als ob es ein Nagel wäre.« (Maslow 1966). Nur um das hier klarzustellen: Das würde kein Handwerker sagen, so etwas kann nur aus der Feder eines Akademikers stammen. Oder um es anders zu formulieren: Wenn das einzige Werkzeug eine Feder ist, erscheint wohl alles wie ein Pergament. Wäre es nicht so, wäre das außerordentlich verwunderlich – und dieser Punkt ist, so würde ich sagen, einer der für mich versöhnlichsten in Aushandlung mit allen drei oben genannten (inter)disziplinären Streitigkeiten. Geht es doch darum, sich im Klaren zu sein über den Anspruch an Objektivität, ohne zu glauben, dass die Subjektivität sich davon vollständig lösen könnte. In der vorliegenden Arbeit gelten die klassischen quantitativen Gütekriterien *Objektivität*, *Reliabilität*, *Validität* für den quantitativen Teil der Empirie sowie darüber hinaus die qualitativen Gütekriterien *Transparenz*, *(Inter)Subjektivität*, *Gegenstandsangemessenheit*, *empirische Sättigung*, *theoretische Durchdringung*, *textuelle Performanz* und *Originalität*

für den qualitativen Teil. Von einer direkten Übersetzung der quantitativen Gütekriterien in die qualitative Welt wie beispielsweise bei Steinke (1999) möchte ich aber ausdrücklich absehen, zumal die Erfordernisse in der Mixed-Methods-Forschung einen doppelten Blick auf beide *Paradigmen* verlangen. Gleichzeitig möchte ich auch nicht die Gesamtheit der quantitativen Gütekriterien für die qualitative Forschung ablehnen, wie beispielsweise Diaz-Bone mit dem sehr einschlägigen Argument der Performativität (Diaz-Bone in Mey/Mruck 2014, S. 112f.). Ich verstehe qualitative Forschung eben nicht als das pluralistische Andere der standardisierten Sozialforschung (Kalthoff et al. 2008 bzw. 2023, S. 7).

Auch Kruse hat in seinem methodischen Grundlagentext das Methodenkapitel als »Herzstück« geführt, das überprüfbar macht, »inwieweit die Grundsätze des wissenschaftlich-empirischen Arbeitens umgesetzt und eingehalten worden sind.« (Kruse 2015, S. 624). Dem soll in diesem Kapitel ausführlich Rechnung getragen werden, denn wie Weber 1917 bemerkte: »Die spezifische Funktion der Wissenschaft scheint mir gerade umgekehrt, daß ihr das konventionell Selbstverständliche zum Problem wird« (in Weber 2013 (Nachdruck), S. 464). Und dieses Problem gilt es zu vermeiden.

Zurück zu den Gütekriterien und deren Einfluss auf das Forschungsdesign. Die quantitativen Gütekriterien erscheinen oft als klassische Gütekriterien, die sich scheinbar eher naturwissenschaftlich ergeben und damit rational klarer Mathematik unterordnen (vgl. Diekmann 2011; Schnell et al. 2011), also »harter« Forschung im Gegensatz zur qualitativ »weichen« Forschung (Bonß 1982). Hier spricht Flick bereits 1987 von »methodenangemessene[n] Kriterien« (Flick 1987) und verweist in diesem Zusammenhang auf Glaser und Strauss, die bereits 1979 an der Anwendung vom »Kanon quantitativer Sozialforschung als Kriterium [...] auf qualitative Forschung« zweifeln (S. 92). Auch Allolio-Näcke und van Oorschot plädieren für alternative und vom »quantitativen Paradigma unabhängige Gütekriterien« (2007, S. 209). In der Tradition, methodenangemessene Kriterien anzuwenden, zeige ich die oben genannten **zehn Gütekriterien** und deren Anwendung in meinem Mixed-Methods-Design in den folgenden Seiten. Es ist keinesfalls mein Anspruch, alle Gütekriterien für jeden Methodenzusammenhang zu verallgemeinern. Vielmehr geht es mir um die transparente Darstellung innerhalb eines komplexen Forschungsprozesses – wobei sich die Komplexität nicht auf die erhobenen Daten bezieht. In der Forschungsrealität sind die Daten nicht immer in der Form zugänglich und verfügbar, wie es die Forschungsfrage nahelegt und

wie es im Forschungsdesign zunächst geplant ist. Auch hier obliegt es den Forschenden, flexibel auf das Feld zu reagieren.

Jürgen Bortz und Nicola Döring (2006, S. 195) unterscheiden *Objektivität* als Testgütekriterium in *Durchführungsobjektivität*, *Auswertungsobjektivität* und *Interpretationsobjektivität* (siehe auch Rammstedt in Wolf/Best 2010, S. 240–242). Dagmar Krebs und Natalja Menold³ setzten sich 2014 (in Baur/Blasius 2014) unter anderem mit diesem Dreiklang der Objektivität auseinander und kommen zu dem Schluss, dass es *Interpretationsobjektivität* in sozialwissenschaftlicher Forschung nicht geben könne, »da Interpretation subjektiven Bewertungen (Werturteilen) unterliegen (können).« (ebd., S. 426). Da subjektive Bewertungen nur schwer zu erkennen sind, wäre aus meiner Sicht das ausgeklammerte »können« vernachlässigbar – Interpretation unterliegt schließlich immer dem Subjekt und es ist Aufgabe der Forschenden, diese so gut wie möglich darzulegen und nachvollziehbar zu machen. Flick spricht hier auch von »methodenangemessenen Kriterien« (ebd., 1987, ebenfalls Knoblauch 2013 und Strübing et al. 2018, S. 86ff.).

Kruse verweist in diesem Zusammenhang auch auf die *(Inter-)Subjektivität*, auf die ich später noch eingehen werde (2014). Die *Durchführungsobjektivität* wird von Krebs und Menold weitgehend durch die Fragebogenstandardisierung als gewährleistet gesehen, obwohl Fragebogeneffekte einen Einfluss auf diese haben (insbesondere Reihenfolge, Akquieszenz, Suggestion), ebenso wie die Befragungssituation und die Interviewenden (ebd. 2014, S. 426f.) Einflüsseffekte haben können. Hinzu kommt die Selektion der Teilnehmer:innen sowie unterschiedliche Zugangsbarrieren zum Fragebogen (Online, Offline, CATI, CASI, ...), die oft aus den Erfahrungswerten der Forschenden resultieren. Beispielsweise wird häufig davon ausgegangen, dass ältere Menschen schwieriger über das Internet zu erreichen sind als jüngere Menschen. Oder ein etwas gehaltvolleres Beispiel: Es gibt Personengruppen jeden Alters, die weniger das Internet nutzen und daher grundsätzlich aus reinen Onlinebefragungen herausfallen – gerade in den Jahren 2020 bis 2021 wurde das aufgrund der Covid-19-Pandemie nochmal deutlich. Es stellen sich eher neue, methodologische Fragen an die Disziplin, wie mit eingeschränkter Erreichbarkeit durch Onlinebefragungen und der ggf. durch Onlinebefragungen beeinflussten Datenqualität umgegangen werden soll (Sauer 2023, Reichertz 2021). Die Aufgabe

3 Prof. Dr. Natalja Menold war 2011–2012 Vertretungsprofessorin für Methoden der Politikwissenschaft an der JLU Gießen (meiner Alma Mater) und hielt die Vorlesung zu Statistik, die ich bei ihr besuchen durfte.

von Forschenden muss hier also sein, diese Effekte und Einflüsse zu kontrollieren, denn diese lassen sich nicht »ausschalten« (Krebs/Menold 2014: 427 mit Verweis auf Sudman et al. 1996 und Tourangeau et al. 2000). Im Gegensatz zu der auch extern beeinflussten *Durchführungsobjektivität* obliegt die *Auswertungsobjektivität* allein den Forschenden. Was in der quantitativen Forschung häufig direkt in der Syntax (beispielsweise Do-File) dokumentiert werden kann (Lück/Landrock 2014, S. 401ff.), bedarf in der qualitativen Forschung besonderer Aufmerksamkeit.

Diese lässt sich in der qualitativen Forschung besser unter dem Gütekriterium *Transparenz* fassen, die ebenso für die quantitative Forschung gilt. Dazu gehört auch eine möglichst ausführliche Beschreibung der vorhandenen Daten, ebenso wie auch der nicht vorhandenen – implizierbar ist eben nicht interpretierbar, wenn nicht dokumentiert. Beispielsweise ein Augenverdrehen im Interview kann einer dokumentierten Textstelle zu anderer Betrachtung verhelfen, sofern diese Mimik auch aufgenommen wurde.

Ansonsten leidet insbesondere die *Reliabilität* darunter. Krebs und Menold definieren Reliabilität als »das Ausmaß, in dem wiederholte Messungen eines Einstellungsobjekts zu gleichen Werten führen« (Krebs/Menold 2014, S. 427). Hier liegt die Betonung vor allem auf dem Ausmaß – die beiden Autor:innen vollziehen hier einen Kunstgriff, der nicht nur eine Brücke zwischen qualitativer und quantitativer Forschung schlägt, sondern auch in quantitativer Forschung infrage stellt, ob eine wiederholte Messung zu einem späteren Zeitpunkt tatsächlich zum selben Ergebnis führen kann. Flick zufolge eignet sich das Kriterium der Reliabilität eher nicht für die qualitative Forschung, da die Verlässlichkeit der Wiederholung eines (hier) narrativen Interviews anzuzweifeln sei (Flick in Mey/Mruck 2010 und in Baur/Blasius 2014, S. 412) und Messung im Sinne qualitativer Forschung auch nicht der richtige Begriff ist, da Messung bedeutet, dass das Ergebnis zu jedem Zeitpunkt gleich wäre. Allerdings ist das Kriterium der Reliabilität nicht nur auf die Erhebung oder hier *Messung* zu beziehen, sondern auch auf die Interpretation der Daten. Dabei kann es sich sowohl um Primärdaten als auch um Sekundärdaten handeln. Zudem ist die Intracoder-Reliabilität, die auch von der Tagesform des oder der Forschenden abhängt, von der Intercoder-Reliabilität, also der Nachvollziehbarkeit anderer Forschender, zu unterscheiden (u.a. Mayring 2010, S. 116, Pötschke in Wolf/Best 2010, S. 56) – Kai Maaz und Kolleg:innen veranschaulichen diese Intercoder-Reliabilität für Berufscodierungen nach ISCO-88 in der *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* (Gresch 2009, S. 281–301).

Ein weiteres, für die einen in Stein und Kopf gemeißelt, für die anderen ein umstrittenes Gütekriterium ist die *Validität* bzw. die *interne* und *externe Validität* (Cook/Campbell 1979). Wo die interne Validität allgemein unproblematisch scheint – die Herbeiführung ist das gewiss nicht, aber es herrscht Einigkeit über die Bedeutung – ist die externe Validität Gegenstand von Diskussion (Ausgangspunkt etwa Gadenne 1976). Wenn wir über externe Validität sprechen, meinen wir die Repräsentativität oder auch Verallgemeinerbarkeit von Daten (Gadenne in Diekmann 2006; Kruse et al. 2014, S. 57), die sich in der Abweichung der Stichprobe von der Grundgesamtheit ausdrückt (Schnell et al. 2011; Bortz/Döring 2006). Das Problem der Verallgemeinerbarkeit ist viel weniger der Anspruch auf Übertragbarkeit, sondern vielmehr der Allgemeinschluss, der aus statistischer Wahrscheinlichkeit Evidenz machen und damit vermeintliche Wahrheit entstehen lassen will (Reichertz 2003, S. 12). Dass eine höchstwahrscheinliche Mutmaßung am Ende immer noch eine Mutmaßung ist, wird unterschlagen. Vielleicht ist das auch der Grund, warum die externe Validität im Handbuch »Qualitative Forschung in der Psychologie« nicht einmal vorkommt, obwohl die interne Validität zumindest eine Rolle spielt – wenngleich dieser auch keine umfangreiche Bedeutung zukommt (Flick 2010, S. 250). Bei Przyborski und Wohlrab-Sahr findet sich gar keine Unterscheidung zwischen interner und externer Validität (2021) – hätte ich rein qualitativ gearbeitet, wäre ich wohl diesem Ansatz gefolgt. Damit möchte ich die externe Validität nicht anzweifeln, aber betonen, dass der Umgang mit dieser eines gewissen Maßes an Feingefühl bedarf. Und das Fundament für dieses Maß an Feingefühl legt bereits das Erhebungsdesign (für den qualitativen Blick siehe auch Helfferich 2009) und damit die interne Validität mit der einfachen Frage: Wird das beobachtet, was ich auch beobachten will? Oder ziehe ich bereits zuvor schon Schlüsse, die ich ziehen wollte, und versuche nur noch, genau das zu messen? (vgl. Bühner 2004, S. 36) Das erscheint trivial, gilt aber für meine gesamte Forschung. Krebs und Menold unterscheiden hingegen zwischen Validität der Erhebungsinstrumente und Validität von Forschungsdesigns. Für die Validität der Erhebungsinstrumente unterscheiden sie weiterhin *Inhaltsvalidität*, *Kriteriumsvalidität* und *Konstruktvalidität* (vgl. Schnell et al. 2011, S. 148–160). Ersterer weisen sie in der Sozialforschung kaum Bedeutung zu, da die Inhaltsvalidität nach Augenschein festgestellt wird – sie kann nicht objektiv überprüft werden. Festhalten möchte ich an dieser Stelle aber, dass die Inhaltsvalidität zwar kein Gütekriterium für Sozialforschung sein kann, da diese nicht überall Anwendung findet (Otte et al. 2023, S. 36), dennoch eine Daseinsberechtigung hat, wenn es dem Erkennt-

nisinteresse dient. Das kann beispielsweise auf die Ethnologie zutreffen. Es gilt jedoch besonders darauf zu achten, nicht der »Illusion des unmittelbaren Verstehens« zu erliegen, wie Pierre Bourdieu bereits lehrte (2021 aus 1979, S. 153). Das zweite von Krebs und Menold aufgeführte Maß ist die *Kriteriumsvalidität*. Für diese ist eine Verbindung von der Messung mit einem möglichst objektiven und unabhängigen Kriterium Voraussetzung, um beispielsweise »eine Einstellungsmessung zu validieren« (Krebs/Menold 2014, S. 431). Dabei ist es allerdings den Autor:innen zufolge kaum möglich, für alle Einstellungen auch objektive Kriterien zu erfassen – sie führen als Beispiel die Einstellung zu Ausländer:innen an. Im Hinblick auf die Kriteriumsvalidität kann ich nur den Versuch unternehmen, meine sowohl qualitativen als auch quantitativen Interpretationen möglichst transparent und eindeutig darzustellen und über die Verbindung von qualitativen Interviews und quantitativer Befragung eine Kriteriumsvalidität herzustellen. Schlussendlich führen die Autor:innen die *Konstruktvalidität* (Cronbach/Meehl 1955) an, die für fehlende objektive Kriterien Hypothesen generiert, deren Zusammenhang geprüft wird. Wenn ich beispielsweise messe, dass eine befragte Person in den letzten zwei Jahren keine Weiterbildung besucht hat, dann kann ich bspw. alleine daraus nicht schließen, dass bei dieser Person eine Weiterbildungsmüdigkeit herrscht. Zu viele Faktoren (Zeit, Finanzierung) würden diesen Eindruck trüben. In diesem Fall wird von *diskriminanter Validität* (Campbell/Fiske 1959) in Abgrenzung zu rein kausalanalytischer Validierung (Adcock/Collier 2001; Otte et al. 2023) gesprochen.

Die qualitativen Gütekriterien unterliegen einer stärkeren Debatte als die quantitativen; so ist der neuere Diskurs um die Gütekriterien weitestgehend unabhängig von der quantitativen Forschung und es stellt sich eher die Frage, ob es allgemeine Qualitätskriterien für qualitative Methoden geben kann (Strübing et al. 2018) oder für jede Forschung eigene Maßstäbe gelten müssen (Creswell 1998 in Otte et al. 2023). Flick kommt zu dem Schluss, dass bisher noch keine allgemeinen Gütekriterien auszumachen seien, und formuliert den eher aus vier Quasi-Kriterien bestehenden Anspruch an die qualitative Forschung, »dass die Wahl der Methoden begründet dargestellt wird, die konkreten Vorgehensweisen expliziert werden, die dem Projekt zugrunde liegenden Ziel- und Qualitätsansprüche benannt und die Vorgehensweisen so transparent dargestellt werden, dass Leser sich ein eigenes Bild über Anspruch und Wirklichkeit des Projektes machen können« (Flick 2014, S. 422). Zuvor haben bereits Lincoln und Guba (1985) (aus Flick 2010) versucht, fünf Kriterien für die qualitative Forschung zu entwickeln: *Vertrauenswürdigkeit*, *Glaubwürdigkeit*,

Übertragbarkeit, Zuverlässigkeit und Bestätigbarkeit – wenngleich das erste Kriterium zentral ist, sind gerade die drei letztgenannten problematisch und nicht immer einhaltbar, manchmal auch nicht beabsichtigt (Übertragbarkeit). Auch Strübing et al. (2018) haben versucht, sich den Gütekriterien in einem Diskussionsanstoß anzunähern, und bearbeiten dabei fünf Kriterien: Gegenstandsangemessenheit, empirische Sättigung, theoretische Durchdringung, textuelle Performanz und Originalität. In dieser Auflistung fehlen mir zwar das *Transparenzkriterium* sowie die *(Inter)subjektivität*, ansonsten habe ich die Kriterien weitestgehend übernommen.

Die *Gegenstandsangemessenheit*, die zuvor schon als vereinfachte Methodenangemessenheit (s.o.) eingeführt wurde, spielt für den Forschungsprozess in jeder Entscheidung eine tragende Rolle. Es stellt sich daher nicht nur die Frage, ob für die zu untersuchende Fragestellung (eine) adäquate Methode(n) gewählt wurde(n), sondern auch, wie im weiteren Verlauf mit dem gesamten Forschungsprozess umgegangen wird. Gerade in Studien mit explorativem Verlauf spielt das eine tragende Rolle, wenngleich nicht ausschließlich. Gleichwohl sollte die eigene Fragestellung immer auch zur reflexiven Disposition stehen, sich dem Gegenstand anpassen anstatt umgekehrt. Strübing und Kolleg:innen resümieren daher, dass es für die Erfüllung der Gegenstandsangemessenheit notwendig ist, der Empirie vor dem Methodischen Priorität einzuräumen.

Als Nächstes ist die *Vollständigkeit* (Lincoln 1995, Guba 1981) oder besser *empirische Sättigung* (Strübing et al. 2018) zu nennen.

»Das [...] Gütekriterium [der empirischen Sättigung] ergibt sich aus dem Grad der empirischen Durchdringung des Forschungsgegenstands und der Verankerung von Interpretationen im Datenmaterial. Empirische Sättigung wird hergestellt durch (1) die Erschließung des Feldes und den Rapport zum Feld, (2) durch die Breite und die Vielfalt des Datenkorpus und (3) durch die Intensität der Gewinnung und Analyse der Daten.« (ebd., S. 88)

Die Erhebung von qualitativen Daten ist somit erst dann abgeschlossen, wenn der Eindruck entsteht, dass bei weiteren Befragungen hinsichtlich der eigenen Fragestellung keine neuen Erkenntnisse gewonnen werden können. Auch hier häufig eine schwer zu treffende Entscheidung, die auch nur annäherungsweise getroffen werden kann. Hier hilft ein möglichst breites Setting an Daten, das sowohl innerhalb der später gezeigten soziologischen Fallstudien als auch

im gesamten Mixed-Methods-Ansatz dieser Forschungsarbeit verankert und – soweit möglich – umgesetzt wurde.

Die *theoretische Durchdringung* ist die Orpheus-Leier im Gepäck jedes Soziologen und jeder Soziologin, welche die sirenenhafte Verlockung eines allzu instrumentellen Methodengebrauchs übertönt. Erst die Verbindung von Theorie, Empirie und Methoden bringt die Qualität in qualitative Sozialforschung (ebd., S. 91).

Ob beabsichtigt oder nicht: Als Forschende sind wir immer auch vermittelnd tätig (ebd., S. 93), innerhalb wie außerhalb unserer Disziplin.

Insofern spielt auch die *textuelle Performanz* eine wichtige, wenn auch nachgeordnete Rolle – niemand profitiert von einem langen, aber langweiligen Text. Wobei es verschiedene Ansätze und Ansprüche gibt, die maßgeblich von der Zielgruppe abhängen. Meine Zielgruppe ist sowohl in der sehr hemdsärmeligen Tradition der Arbeitssoziologie zu finden als auch bei jenen, die einen direkten Einfluss auf die Arbeitssituation von Fachkräften haben – also alle Sozialpartner. Mit ist aber auch bewusst, dass diese Reichweite sehr beschränkt ist, und es gilt auch nicht zu vergessen, dass eine Dissertation auch eine Qualifikationsarbeit ist – mit barrierefreier Sprache, so sehr ich diese bevorzugen würde, ist es wohl nur mit großen Hürden möglich, den Doktorgrad zu erlangen. Aber dennoch: Eine bewusste Auseinandersetzung mit der Zielgruppe und damit verbunden auch der Zielsetzung der eigenen Forschungsarbeit ist auch im Sinne der Transparenz anzuraten.

Zuletzt, und in der Erklärung kurzgehalten, ist die von Strübing und Kolleg:innen vorgeschlagene *Originalität* zu nennen, bei der es nicht darum geht, ein tolles Abenteuer zu erzählen, sondern den wissenschaftlichen Anspruch aufzuzeigen, neue Erkenntnisse zu gewinnen (ebd., S. 96), anstatt bestehende Ergebnisse immer und immer wiederzukäuen. Das stellt sich allerdings in vielen Bereichen als schwierig dar, gerade wenn keine Veränderungsprozesse beobachtbar sind – der Faktor Zeit spielt hier wiederum eine besondere Rolle. Ich beziehe mich mit meinem Komplementärwissen stark auf bereits vorhandene Konzepte (Erfahrungswissen, Arbeitsvermögen), die ich allerdings in einen neuen Zusammenhang stelle.

Transparenz ist zwar einfach zu benennen, aber alles andere als einfach umzusetzen. Es gilt hier einen Weg zu finden, der einerseits keine Verletzung des vor allem auch für unsere Arbeit notwendigen Datenschutzes (siehe Pfeiffer 2023) bedeutet und andererseits aber noch genug Transparenz mit sich bringt, dass nicht nur klar ist, was gemacht wurde, sondern eben auch wie.

Und im besten Fall die Lesenden nicht vor Langeweile dazu bringt, wichtige Forschungsergebnisse zu übersehen.

So ließe sich auch das Kriterium der (*Inter*)subjektivität überinterpretieren, wenn als notwendig erachtet wird, dass die Forschenden ihren gesamten Lebenslauf in den Bericht einarbeiten. Subjektivität (hier reflektierte Subjektivität vgl. auch Steinke 1999, Helfferich 2009) ist zwar das Fremdverstehen (Schütz 1993 bzw. 2016, Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021) als »jener Vorgang, der einer Erfahrung den Sinn verleiht, dass sie sich auf ein Ereignis in der Welt bezieht, dem alter Ego bereits einen Sinn verliehen hat« (Hitzler 1993, S. 223f. in Anlehnung an Schütz). Das bedeutet allerdings nur, dass der eigene Schluss nicht automatisch auch der einer anderen Person wäre – so ist erforderlich, den Weg zu diesem Schluss sichtbar zu machen. Hier kann es hilfreich sein, auf die bereits benannten *Analysegruppen* (Kruse et al. 2014, S. 557–563) zurückzugreifen.

Im weiteren Verlauf dieses Methodenkapitels möchte ich kurz die Forschungsprojekte, in denen die verwendeten und erhobenen Daten generiert wurden, vorstellen, um dann deren qualitative und quantitative Genese und Verwendung zu beschreiben, um am Ende den zugrundeliegenden Mixed-Methods-Ansatz zu behandeln. In den folgenden Kapiteln werde ich außerdem an einigen Stellen einen Rückbezug zu den formulierten Gütekriterien herstellen, vor allem dann, wenn diese nicht oder nur annähernd erreichbar waren. Auch das ist Aufgabe redlicher Forschung: einzugestehen, wenn Ansprüche nicht erfüllt werden können, und darüber zu reflektieren. Wir forschen an und mit Menschen, und Menschen verhalten sich nicht immer, wie wir dies erwarten oder gerne hätten – ein Umstand, der Forschungstätigkeit zu einer besonders spannenden Arbeit macht.

4.1 Forschungsprojekte

Um die Daten und das Forschungsvorgehen transparent und nachvollziehbar darstellen zu können, ist es erforderlich, die unterschiedlichen Entstehungsprozesse der hier verwendeten Daten zu erläutern. Es ist schließlich kein Geheimnis, dass das Erzeugen von Daten (Kontakt, Zugriff, Erhebung, Auswertung, Umsetzung) Geld kostet und häufig über Projektmittel finanziert wird, und so ist das auch in dieser Arbeit. Diese Forschungsprojekte möchte ich kurz vorstellen:

Fellowship/Stipendium (finanziert durch das Bayerische Forschungsinstitut für Digitale Transformation bdt) 2020-2023 Das bdt ist ein Institut, das Forschungsarbeiten zum besseren Verständnis der digitalen Transformation fördert. Im September 2019 ging mein Antrag zum Thema »Facharbeit 4.0 – wie die Digitalisierung die Facharbeit wieder attraktiv werden lässt« damals noch beim Zentrum für Digitalisierung Bayern (zd.b) ein, zu Beginn des Fellowships wurden die Fellows als Stipendiat:innen zum bdt migriert. In der damaligen Ausschreibung wurden elf Projekte von bayerischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus verschiedenen Disziplinen im Umfang von bis zu 281.397 Euro gefördert. Innerhalb der Nachwuchsförderung am bdt hatten wir die Möglichkeit, auf unterschiedlichen Veranstaltungen unsere Arbeit vorzustellen und gemeinsam in regelmäßigen Doktorandentreffen, die meist online stattfanden, zu diskutieren.

Abbildung 1: Überblick Ausbildung Daten, siehe auch Blank et al. 2022.



Ausbildung	
Erhebungsbranche:	Schwerpunkte:
Überwiegend Metall- und Elektro sowie Textil	Arbeitsbedingungen, Qualifikation und Weiterbildung, Wertschätzung, Gestaltung im Wandel, Digitalisierung
Erhebungszeitraum:	Grundgesamtheit:
Mai - Juni 2021	(Aktives) Ausbildungspersonal mit AEVO-Schein sowie (aktiv) ausbildende Fachkräfte, die in die Betreuung von Auszubildenden eingebunden sind.
Erhebungsgruppen:	Fallzahl und Auswahlverfahren:
Ausbildungspersonal (Ausbilder:innen und Auszubildende Fachkräfte)	1.004 gültige Fälle der Onlinebefragung sowie 28 Interviews. Der Onlinefragebogen war offen zugänglich und wurde verbreitet über Betriebsräte und IG-Metall Vertrauensleute in Unternehmen via Flyer und E-Mail.
⌚ Zeit im Fragebogen:	(online) Variablenanzahl:
25 Minuten	220 Variablen, davon 18 offene Fragen
⌚ Interviewdauer:	Wichtigste Veröffentlichung(en):
65 Minuten	Nicklich, M.; Blank, M.; Pfeiffer, S. (2022): Ausbildungspersonal im Fokus. Studie zur Situation der betrieblichen Ausbilder*innen 2021. Nürnberg, Frankfurt/M.: FAU Erlangen-Nürnberg, IG Metall, 2022. Blank, M.; Nicklich, M.; Pfeiffer, S. (2022). Ausbildungspersonal im Fokus 2021: Methoden- und Feldbericht. Nürnberg: Labouratory Working Paper 05, 2022.

Eigene Darstellung

Studie zur Situation des Ausbildungspersonals – Ausbildungspersonal im Fokus (finanziert durch die IG Metall) 2019-2021 – Ausbildung In einer Vorstudie haben wir (Manuel Nicklich, Sabine Pfeiffer und ich) 2018 sowohl Literatur- als auch Datenlandschaft zu Ausbildungspersonal in Deutschland analysiert und der IG Me-

tall präsentiert. Wir kamen zu dem Ergebnis, dass es zwar einige Studien zu Ausbildungspersonal gibt, bislang aber keine mehrdimensional und auf Dauer angelegten, um den Wandel beim betrieblichen Ausbildungspersonal zu erfassen. Daraufhin wurden wir von 2019 bis 2021 im Rahmen eines Projektes gefördert, um 2021 die identifizierten Forschungslücken mit einem systematischen Mixed-Methods-Ansatz zu adressieren. Auch hier hatte die Pandemie Einfluss auf das Methodendesign des Projektes und wir mussten die quantitative Befragung sowie die qualitativen Interviews online-basiert durchführen. Die IG Metall stellte Kommunikationskanäle zur Verfügung, wodurch wir 2021 über 1.000 verwertbare Rückläufe von Ausbildungspersonal, überwiegend aus dem Metall- und Elektrosektor, für die quantitative Befragung erhielten und außerdem 28 Interviews mit Ausbildungspersonal und Expert:innen führen könnten (siehe auch Blank et al. 2022, Nicklich et al. 2022).

Büroarbeit und digitaler Wandel (finanziert durch und durchgeführt mit dem Bundesinstitut für Berufsbildung BIBB) 2020–2021 – Büroarbeit Im Sommersemester 2019 haben Sabine Pfeiffer und ich an der FAU das Seminar *›Arbeit, Betrieb, Beschäftigung – den Wandel erforschen‹* betreut. Wir wollten über zwei Semester hinweg ein Forschungsseminar durchführen, das qualitative und quantitative Methoden einsetzt und das am Ende im besten Fall in einer Veröffentlichung resultiert. Im Seminar haben wir Büroarbeit behandelt, die gerade in Anbetracht des digitalen Wandels unterforscht schien. Die Studierenden haben in einer Kombination aus qualitativen Interviews und quantitativen Sekundäranalysen eine Definition für Büroarbeit geschaffen und unter dem Titel *›Was ist Büroarbeit? Einblicke in die Alltagspraxis‹* veröffentlicht, auf die ich mich im Weiteren auch immer wieder beziehen werde (Breuer et al. 2020). Darauf aufbauend und im Austausch mit dem BIBB entwickelten wir die gemeinsame Projektidee, Büroarbeit im technischen Wandel innerhalb eines Mixed-Methods-Ansatzes zu erforschen. Im Forschungsprojekt *›Umgang mit technischem Wandel in Büroberufen. Lebendiges Arbeitsvermögen, Aufgabenprofile und berufliche Mobilität‹* führten wir Sekundärdatenanalysen mit der BIBB/BAuA und BIBB/IAB Erwerbstätigenbefragung 2006–2018 (ETB), dem Mikrozensus 1996–2017 (MZ), der Befragung *›Digitalisierung und Wandel der Beschäftigung‹* 2019 (DiWaBe), dem BIBB-Betriebspanel zu Qualifizierung und Kompetenzentwicklung (BIBB-Qualifizierungspanel), den Stellenanzeigen der BA 2014 (SteA), dem BIBB-Weiterbildungsmonitor 2019 (wbmonitor) und dem Datensystem Auszubildende (DAZUBI) durch – wobei FAU-seitig die ETB verwendet wurde (Bach et al. 2022). Aufgrund der Pandemie, die das gesamte Projekt

beeinflusste, musste auf gemeinsame Analysen im FDZ des BIBB verzichtet werden. FAU-seitig führten wir statt der geplanten Laboratory-Days zehn Expert:inneninterviews von Mai bis Juli 2020 sowie acht leitfadengestützte Interviews mit Bürobeschäftigten im Herbst 2020 (siehe auch Bach et al. 2022).

Abbildung 2: Überblick Büroarbeit Daten, siehe auch Bach et al. 2022.

Büroarbeit	
Schwerpunkte: Digitaler Wandel, Technischer Wandel, Weiterbildung, langfristige Veränderungen, kurzfristiger Wandel, Corona-Pandemie	Erhebungsbranche: Keine bestimmte Branche
Untersuchungseinheit: Alle in Büroarbeit beschäftigten Personen, überwiegend zu Ausbildungsberufen.	Erhebungszeitraum: Mai - November 2020
Fallzahl und Auswahlverfahren: Kontaktung von 18 IV-Teilnehmer:innen über IG Metall Verteiler, Identifikation von Expertinnen und Experten und Weitervermittlung durch diese, Webrecherche	Erhebungsgruppen: Expert:innen für Büroarbeit und Bürobeschäftigte
Wichtigste Veröffentlichung(en): von dem Bach N., Baum M., Blank M., Ehmann K., Güntürk-Kuhl B., Pfeiffer S., Samray D., Seegers M., Sevindik U., Tiemann M., Wagner P. (2022): Umgang mit technischem Wandel in Büroberufen. Bonn: BIBB Wissenschaftliche Diskussionspapiere. Blank M., Steeg S., Tiemann M., Wagner P. (2023): Leere Büros? Büroarbeit unter dem Einfluss der Digitalisierung und der Corona-Pandemie. Nürnberg: Laboratory Working Paper 06, 2023.	Interviewdauer: 52 Minuten

Eigene Darstellung

Arbeit und Qualifizierung 2030 (finanziert durch Volkswagen) 2020-2023 – Industrie Ausgehend von einer Vielzahl an Prognosen über den Wandel im Automobilsektor, sowohl hinsichtlich Elektromobilität als auch hinsichtlich der digitalen Transformation (zusammenfassend Pfeiffer et al. 2023), hat der Lehrstuhl für Soziologie mit Schwerpunkt Technik, Arbeit und Gesellschaft in Zusammenarbeit mit dem WZB Berlin, dem ISF München, dem SOFI Göttingen, der FeU Hagen, der Universität Hannover, der PH Schwäbisch-Gmünd sowie dem Lehrstuhl für Wirtschaftspädagogik der FAU eine Erhebung bei Volkswagen durchgeführt. Das Mixed-Methods-Forschungsdesign besteht dabei aus 101 qualitativen Interviews, 14 Workshops, zwei Primärerhebungen (mit insgesamt über 4.000 Befragten) sowie einer Sekundärdatenanalyse und fragt im Konzern, wie die Transformation erlebt wird, welche Ressourcen und Potentiale bei den Beschäftigten sowie in der Organisation zur Verfügung stehen und wie diese

genutzt werden. Für die vorliegende Forschungsarbeit wurden ausschließlich qualitative Interviews aus der Operativen Produktion (8) verwendet, die wir gemeinsam am Lehrstuhl durchgeführt haben. Auch die Interviews mit den Sekretariatskräften bei Volkswagen waren sehr interessant, wurden aber nur indirekt verwendet, um für mich selbst ein Korrektiv zu den o.g. Bürointerviews zu haben – da ich jene nicht selbst geführt habe, habe ich mich gegen eine Verwendung entschieden. Ebenso war ich kaum bzw. nur in den Anfängen an der quantitativen Erhebung beteiligt, daher habe ich auch hier auf eine Verwendung der Daten verzichtet.

Abbildung 3: Überblick Industrie Daten, siehe auch Pfeiffer et al. 2023.

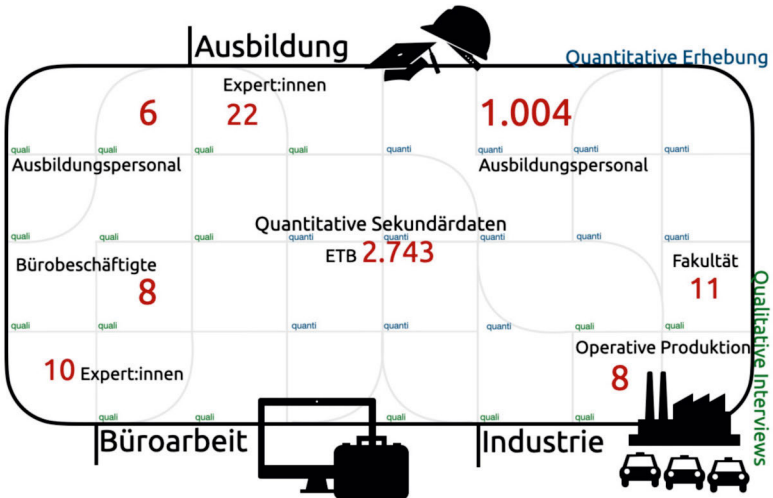
		Industrie	
Erhebungsbranche:	Automobilbranche	Schwerpunkte:	Digitalisierung und Elektromobilität, Weiterbildung, Erleben der zweifachen Transformation, Ressourcen zur Bewältigung von Transformation
Erhebungszeitraum:	Sept. - Nov. 2021	Grundgesamtheit:	Beschäftigte bei Volkswagen.
Erhebungsgruppen:	Teilnehmer:innen und Operative Produktion	Auswahlverfahren:	Die Beschäftigten konnten sich selbst zur Teilnahme entscheiden auf Anfrage über den Konzern in den Abteilungen und unter Rücksprache mit den Vorgesetzten.
Interviewdauer:	76 Minuten	Wichtigste Veröffentlichung(en):	Pfeiffer, S., Autor*innenkollektiv (2023): Arbeit und Qualifizierung 2030 - Essentials. Eine Momentaufnahme aus dem Maschinenraum der dualen Transformation: Transformationserleben - Transformationsressourcen - Transformationsbereitschaft. Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Nürnberg.

Eigene Darstellung

Mit der Anzahl an qualitativen Interviews (57), der quantitativen Primärerhebung des Ausbildungspersonals (**n = 1.004**) und der Sekundärdatenanalyse der ETB 2018 (hier verwendet **n = 2.743**, Gesamt-n = 20.012) kann für die hier bearbeitete Fragestellung eine angemessen breite empirische Grundlage gelegt werden. Die genannten Projektkontexte sind entlang ihrer jeweiligen Fragestellungen bereits recht erschöpfend bearbeitet; in dieser Forschungsarbeit gilt es dagegen, den aus den Projektkontexten generierten Materialkorpus unter einem anderen Blickwinkel neu und systematisch zusammenzuführen –

schließlich geht es mir nicht um branchen- oder berufsspezifische Einzelaussagen, sondern übergreifend um die Situation von Fachkräften im digitalen Wandel. In den folgenden Kapiteln beschreibe ich die o.g. verwendeten Interviews detaillierter, stelle Teile der verwendeten Leitfäden sowie Kodierung zur Verfügung und zeige auf, an welchem Punkt sich Schnittstellen ergeben.

Abbildung 4: Verwendete Daten aus drei Projekten.



Eigene Darstellung

4.2 Qualitative Erhebung

Dieses Kapitel gibt einen Einblick in die angewendeten qualitativen Methoden dieser Forschungsarbeit. Warum ich einerseits bewusst qualitative und quantitative Methoden trenne, obgleich ich für einen starken gemeinsamen Bezug bin, und andererseits nicht mit dem Mixed-Methods-Ansatz beginne, klärt sich weiter unten (Kapitel 4.5 *Mixed-Methods-Ansatz*) – hier soll es ausschließlich um die verwendeten Methoden und das qualitative Datenmaterial gehen.

Alle für diese Forschungsarbeit verwendeten Interviews wurden als Expert:inneninterviews geführt – dabei gilt es jedoch, jene Expert:innen, die